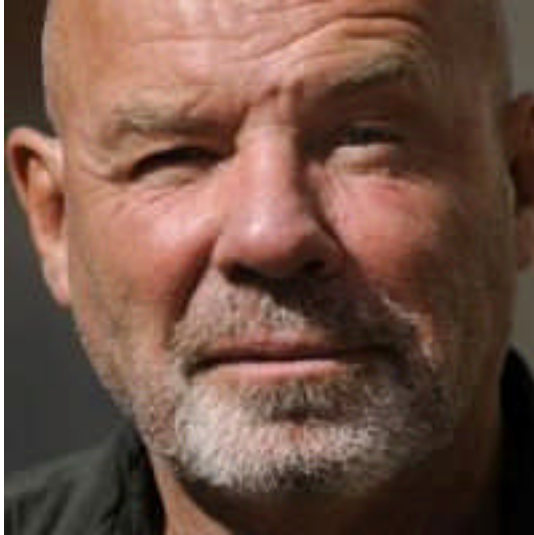


Hospiztag am 2. Juli 2011 im Deutschen Hygienemuseum zu Dresden

Festrede Heinz Eggert, Staatsminister a.D



Sie steht in Herrnhut in der Mittagshitze an der Bushaltestelle.

Klein, grazil und sportlich sieht sie aus. Aus ihrer Handtasche lugen Blumen. Ich halte mit meinem Jeep und frage sie, ob sie mit nach Zittau will. Sie schaut mich prüfend an und steigt ein.

Dann erklärt sie mir, dass sie niemals zu fremden Männern ins Auto steigen würde. Aber mich kenne sie ja aus dem Fernsehen. Ich schätze sie auf knapp 70 Jahre und bin ein wenig verblüfft wegen ihrer Vorsicht. Offensichtlich kann sie gut in Gesichtern lesen.

Man muss in jedem Alter aufpassen, sagt sie resolut, schließlich will ich meinen 80. Geburtstag in zwei Wochen ja auch noch feiern.

Ich lächle zustimmend zurück und frage, ob ich sie in der Stadt absetzen soll?

Nein, sie wolle auf den Friedhof. Mir fällt ein alter Witz ein, und ich grinse vor mich hin.

Offensichtlich kennt sie ihn auch, denn mit jeder Falte ihres Gesichts lächelnd sagt sie, dass sie natürlich nicht auf dem Friedhof bleiben werde, sondern wieder zurückkomme.

Jedenfalls habe sie das fest vor.

Jetzt lachen wir beide und ich wünsche ihr, dass sie noch viele viele Jahre von ihren Besuchen auf dem Friedhof wieder zurückkommen möge.

Vielleicht, meint sie; Falls Sie vor mir dort Platz nehmen sollten, besuche ich sie dann auch und gieße ihre Blumen.

Sie lächelt schalkhaft und sagt dann: Beim Sterben geht es nämlich nicht nach der Reihe. Stimmt!

Das ist der große Irrtum vieler!

Also bleiben wir beim Thema.

Wissen Sie, sagt sie fast ein wenig verlegen, dass ich sterben muss weiß ich ja.

Warum soll es mir anders gehen als meinen Freunden, die alle schon auf dem Friedhof liegen.

Aber wovor ich wirklich Angst habe ist, unter Schmerzen oder in Einsamkeit sterben zu müssen, mit niemanden mehr über meine Ängste reden..

Und, fügt sie leise hinzu, wenn der liebe Gott mir etwas ganz Gutes tun will, dann lässt er mich in meinen vertrauten vier Wänden sterben.

Da haben wir ja ein Thema erwischt, dass überhaupt nicht in die Sommerferien und in die Sommerhitze passt.

Aber meine Damen und Herren, liebe Freunde: dieses Thema scheint nie zu passen.

Nur- wer vom Sterben nichts weiß, versteht auch nichts vom Leben.

Und deshalb begrüße ich sie heute alle ganz herzlich,
weil wir heute unter uns sind,

die wir viel vom Sterben und vom Leben wissen, aber auch von der Verdrängung dieses Themas aus der Gesellschaft, aus der Mitte unseres Lebens und Erlebens.

Allgegenwärtig scheint der Tod nur noch in den Medien oder im Internet vorzukommen, wo schreckliche Unfälle, grausame Verbrechen bis in alle Einzelheiten hinein dokumentiert und vermarktet werden.

Da kann sich der Einzelne emotional berühren lassen oder abschalten,
sich entscheiden zwischen falschen Pathos oder der Spaßgesellschaft.

Aber das wirkliche Leiden zwischen Leben und Tod, das in jedem Jahr in Deutschland fast eine Million Menschen durchstehen müssen ist im Bewusstsein der Gesellschaft fast bis in die Unsichtbarkeit verschoben worden.

Weil die Berührungen mit diesem Thema wirklich berühren und dem einzelnen viel Kraft abverlangen und Nachdenken nicht ersparen.

Wobei auch einmal die Frage diskutiert werden müsste: Wer hilft eigentlich den Helfern, mit ihren seelischen Belastungen fertig zu werden.

Man glaubt –unsere Wohlstandsgesellschaft könne es sich leisten selbst den Tod professionell an dafür zu bezahlende Spezialisten-Pfarrer, Mediziner, Pfleger, Beerdigungsunternehmer usw. zu delegieren.

Glaubt man! Aber das ist ein teurer Irrglaube, den wir mit dem abbröckeln von Mitmenschlichkeit

und einer irrationalen Todesangst bezahlen.

Denn Nichts wirkt so sehr nach in einer Gesellschaft, wie Themen, die man glaubt aus guten Gründen verdrängen zu müssen.

Aber genau solche Ängste führen dann auch zur Radikalität der Anschauungen.

Kein Wunder, in den Brennpunkt der Auseinandersetzungen die „Sterbehilfe“ als scheinbar einzige letzte menschliche Lösung zu setzen.

(an der - nicht nur nebenbei gesagt- ja auch nicht wenige gut verdienen wollen).

So wird suggeriert, dass wir das Heft des Handelns bis zum Schluss selbst in der Hand behalten.

Die todbringende Spritze des Arztes auf eigenes Verlangen- ein wenig Gott spielen im Vorhof des Todes.

Aber wäre es nicht tröstlicher und menschlicher nicht durch die Hand eines Menschen sondern an der Hand eines Menschen zu sterben?

Letzten Sommer. Beim Auto aufräumen finde ich unter den Rücksitzen vier Schachteln Zigaretten.

Seit März liegen sie dort und waren eigentlich für Holger bestimmt. Er konnte sie nicht mehr rauchen, weil der Tod ihm die Zigarette aus dem Mund genommen hatte.

Kennen gelernt hatte ich ihn im Hospiz Herrnhut.

Warm angezogen saß er in seinem Rollstuhl auf der Terrasse, rauchte, streckte mir die Hand entgegen und sagte: Ich heiße Holger!

Sein zerklüftetes Gesicht machte ihn 20 Jahre älter, sein Körper war von Metastasen durchsetzt, Erstickungsanfälle machten ihm zu schaffen.

So lernten wir uns in den letzten Tagen seines Lebens kennen. Er hatte für diese Tage um eine Begleitung gebeten und die freundlichen Schwestern in Herrnhut hatten mich vermittelt. Hier im Hospiz war ohnehin von Freundlichkeiten umgeben.

Zwischen unzähligen Zigaretten und Hustenanfällen erfuhr ich einiges aus seinem Leben. Ein Leben, das sich freiwillig keiner wünschen würde. Ein Leben, indem es wenig Liebe, Geborgenheit und Verständnis aber umso mehr Schläge, Alkohol, Orientierungslosigkeit und Ablehnung gab.

Und viele Träume und Zigaretten natürlich.

Noch nie in seinem Leben war er so sehr umsorgt und versorgt worden, wie in seinen letzten Lebenstagen. Er genoss es.

Nur an Zigaretten mangelte es. Aber die brauchten wir für unsere Gespräche.

Seine mageren Hartz 4-Einkünfte reichten dafür nicht aus. Also kaufte ich eine Stange Zigaretten. Die Schwester bat mich, ihm nicht alle auf einmal zu geben.

Also behielt ich vier Schachteln zurück und versprach, ihm auch vorzulesen, das Rauchen tödlich sei.

Mehrmals hatte ich ihn gefragt, ob es jemanden gäbe, zu dem ich den Kontakt noch herstellen könnte. Es gab niemanden! Außer Karl, dem er manchmal ein Bier ausgab, weil der noch weniger hatte als er. Aber Karl hatte kein Telefon.

Er wusste, dass er bald sterben würde. Er wollte dann nur nicht alleine sein.

Spät abends, er schlief ruhig, verließ ich ihn, weil ich in den Landtag musste.

Morgens rief mich die Schwester an, um mir zu sagen, dass er ruhig für immer eingeschlafen wäre.

Abends ging ich in meine Stammkneipe- ins Dresdner Hechtviertel-, setzte mich zu Freunden an den Tisch, bestellte eine Runde Bier und bat sie mit mir gemeinsam auf Holger anzustoßen.

Dann wollten sie wissen, auf wen sie angestoßen hatten. Also erzählte ich gegen die aufkommende Beklommenheit von Holger.

Denn das Schlimmste ist, wenn uns nach dem Sterben keiner vermisst, weil uns zu Lebzeiten schon niemand wahrgenommen hat.

Meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Das ist Hospizarbeit -

im zutiefst menschlichem Handeln für Jeden- ohne Ansehen und Kontostand der Person- einen letzten Raum in der Herberge

des Lebens bereitzustellen, damit es ihm nicht wie der heiligen Familie in der Weihnachtsgeschichte geht. Denn sie hatte keinen Raum in der Herberge.

Dass ich der heute Bitte nachgekommen bin diese Festrede zu halten, hängt mit nur einem einzigen Grund zusammen:

Dem ungeheuren Respekt den ich allen hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen
 (hier bin ich gerne politisch korrekt, denn die Hauptarbeit wird von starken Frauen geleistet)
 in der Hospizbewegung und der Palliativmedizin entgegenbringe,
 weil sie das schützende Dach seelenvoller Menschlichkeit und den schützenden
 schmerzabweisenden Mantel,
 über den Raum letzter menschliche Erfahrungen halten,
 in dem auch Platz für Tränen, Verzweiflung und Klagen ist, die auch in uns nachwirken und
 mit denen wir dann fertig werden müssen.
 Die aber auch einem Menschen, wie Holger, in den letzten Tagen seines Lebens haben
 ahnen lassen, was Leben auch sein kann.
 Danke!

Es gibt keinen Automatismus.
 Aber die Gesellschaft kann an dieser Arbeit etwas begreifen:
 Sterben ist nicht der Anfang des Todes sondern der letzte Akt des Lebens, in dem wir
 Menschen bleiben dürfen.
 Es gibt auch kein vorweg Denken des Todes, weil ich überzeugt bin, dass wir unseren
 eigenen Tod gar nicht denken können.
 Aber es gibt das behutsame und einfühlsame Zusammengehen und Begleiten auf der letzten
 Lebensstrecke, die bis zum letzten Atemzug immer noch Leben ist.
 Früher waren Hospize Orte der Gastfreundschaft für Reisende und Pilger, denen Rast und
 Stärkung angeboten wurde.
 Jetzt sind es Orte an denen Menschen aufgenommen werden, damit sie ohne Schmerzen
 und mit ständiger menschlicher Begleitung und Ansprache würdevoll die letzten Schritte
 gehen können.

Das ist sind die Stärken der Hospizbewegung und der Palliativmedizin,
 die die letzte Zeit eines Menschen nicht zur Hölle auf Erden werden lassen
 und die sich einander bedingen und brauchen und sich deshalb nie als Konkurrenten sehen
 dürfen.
 Sollte das geschehen wäre Kraft und Erfolgslosigkeit vorprogrammiert.
 Hier darf es keine Abgrenzungen, Grenzen oder finanzielle Verlust- Ängste geben.
 Deshalb ist es gut und überfällig über eine bessere und gemeinsame Vernetzung aller
 Möglichkeiten und Bemühungen nachzudenken.
 So wie es heute auf dieser Tagung geschehen soll.

Aber sehr genau zu hören sollten auch alle,
 die Verantwortung in der Politik oder bei den Kassen tragen.
 Denn Menschen sterben nicht nach Kassenlage, aber sehr wohl an unzureichenden
 Möglichkeiten wegen fehlender Mittel und der damit verbundenen Herzlosigkeit..
 Angesichts der demographischen Entwicklung sollte hier, in allen Bereichen, von der Aus und
 Weiterbildung bis zur materiellen Ausstattung, ja bis in die Forschung hinein, sehr genau
 vorgearbeitet werden.
 Bis 2020 wird sich die Zahl der über achtzigjährigen in Deutschland verdoppeln. Hier wird es
 im Gegensatz, zu anderen Entwicklungen, zwischen Ost und West keinen Unterschied geben.
 Denn die Lebenserwartung hat sich im Osten, durch bessere Ernährungsmöglichkeiten und

ein besseres Gesundheitswesen, angeglichen. Darüber können wir uns freuen, es fordert aber auch vorausschauende Konzepte bis in die letzten Lebensstunden hinein. Kurzfristige Einsparungen von heute könnten sonst in Zukunft sehr sehr teuer werden. Wer wirklich von der Notwendigkeit der Arbeit von Hospizen und der Pallativmedizin überzeugt ist sollte ihnen auch mehr Autonomie in der Verwaltung von Fördermitteln zubilligen, statt sie durch ständig wechselnde Fördererrichtlinien zu gängeln. Wer nicht von der Notwendigkeit dieser Arbeit überzeugt ist hat ohnehin auf seinem Posten nichts mehr zu suchen. Weil es lebensgefährdend wäre-nicht für ihn, aber für andere.

Erschrecken Sie jetzt nicht über diesen harten Satz, aber wir würden unsere eigene Arbeit gefährden, wenn wir nicht unerbittlich auf vernünftige, weil notwendige Rahmenbedingungen drängen würden. Notwendig- weil wirklich eine Not zu wenden ist. Die eines Tages auch unsere eigene sein kann.

Schließen will ich mit einer Aufzeichnung, die 2 Jahre alt ist und von der Normalität unseres gemeinsamen Bemühens zeugt, die aber noch keine Norm geworden ist, weil sie sich nicht normieren lässt.

Ich erkannte ihn zuerst nicht wieder.

Ich kannte ihn als großen schlanken muskulösen Mann, der mit seiner blonden Löwenmähne, ganz gleich wo er auftauchte, immer Aufmerksamkeit erregte. Seine Freundlichkeit und fast schüchterne Zurückhaltung brachte ihm immer viele Sympathien ein. Er war Extremsportler, der im Winter als Skilehrer im Gebirge und im Sommer als Surflehrer an der See sein Geld verdiente.

Inzwischen war er 27 Jahre alt geworden, die Löwenmähne war einer Glatze gewichen, der muskulöse Körper abgemagert und mit Metastasen durchsetzt.

Er hatte darum gebeten dass ich ihn die letzten Tage seines Lebens begleite.

Im ersten fast dreistündigen Gespräch erklärte er mir zum Schluss, dass er den Kontakt zu seiner Freundin und zu seinen Eltern abgebrochen habe, weil er ihnen seinen Zustand nicht zumuten wolle und dass mit dem Sterben auch alleine hin bekomme.

Es entspann sich folgender Dialog:

Ich: Ich muss jetzt wieder fahren!

Er: Wann kommst du wieder?

Ich: Wahrscheinlich nicht mehr!

Er: Warum? Hast du so viel zu tun?

Ich: Nein, aber ich unterhalte mich nicht gerne mit Toten.

Er(völlig irritiert):Das verstehe ich nicht!

Ich: Es kann ja sein, dass du nur noch wenige Wochen oder Monate zu leben hast.

Aber du hast dich jetzt schon entschlossen keine Signale mehr an die auszusenden die dich lieben. Da ist mir nicht ganz klar, was ich bei dir soll.

Er: Meinst du, dass ich wirklich noch Wochen oder Monate vor mir habe?

Ich: Ich bin kein Mediziner, aber ich vermute, das ist nur noch um Tage geht.

Nur-die Ewigkeit wird endlos sein. Deshalb solltest du noch jede Stunde nutzen und leben. Dann besuche ich dich gerne wieder.

Er: Du bist ganz schön radikal.

Ich: Gib mir einfach ein Zeichen und ich komme wieder vorbei.

Wir umarmen uns zum Abschied.

Nachts um drei werde ich durch mein Telefon geweckt.

Eine SMS von ihm: Ich habe mich entschlossen zu leben.

Er hatte noch fünf Tage zu leben und die Zeit genutzt um von seinen Eltern seiner Freundin und seinen Freuden ganz bewusst Abschied zu nehmen.

Er brachte eine ungeheure Lebensstärke auf.

Zwischen Ermattung und Schlaf, immer ein wenig in Morphiums Armen, waren wir wortlos oder im Gespräch zusammen.

Dann... am späten Abend des letzten Tages.

Er: Ich glaube, ich habe nicht mehr viel Zeit.

Ich: Es könnte sein, dass dein Gefühl dich nicht trügt.

Er: Du hast mir vor ein paar Tagen versprochen, in meiner letzten Stunde mit dabei zu sein.

Ich: Wenn ich es dir versprochen habe, werde ich es auch halten.

Er: Hältst du meine Hand und liest du mir etwas vor?

Ich halte seine Hand und lese aus den tröstlichen Worten der Psalmen.

Er atmet sehr ruhig und liegt mit geschlossenen Augen da.

Gegen Mitternacht nicke ich im sitzen ein.

Als ich wieder aufwache, bin ich mir nicht mehr sicher ob er noch atmet.

Ich beuge mich über sein Gesicht, da schlägt er die Augen auf und sagt lächelnd mit matter Stimme:

Du kannst es wohl gar nicht erwarten!

Ich: (lache ihn an) : Du weißt doch, ich gehöre zu denen die immer pünktlich Feierabend machen wollen.

Er: Du kannst es nicht lassen.

(nach einer Pause) Schade, dass wir uns nicht schon lange vorher so gut kennen gelernt haben.

Wir hätten gute Freunde werden können.

Ich: Wir sind Freunde. Das weißt du doch.

Er nickt und greift nach meiner Hand.

Dann schläft er wieder ein.

Nach einer Weile schlafe auch ich.

Ich wache wieder auf!

Ich wünsche Ihnen hellwache Diskussionen! Danke!

